Der Despot.

Aus dem Mexikanischen von Edith Wiese.

I.

Die Turmuhr von Valladolid, dem heutigen Moretia in Mexiko, zeigte die achte Abendstunde an. Ihre Schläge unterbrachen für einige Minuten das tiefe Schweigen, das über der Stadt lag, die fast entvölkert war durch die Stürme der Revolution und den grausamen Despotismus der Militärregierung.

Durch die Fensterscheiben eines düstern Hauses konnte man in ein armseliges Stübchen sehen, in dessen Mitte auf einem Holztisch ein Leuchter aus grobem Ton stand, dessen kleine Kerze die rauchgeschwärzten Wände nur notdürftig beleuchtete.

Ein ernster Mann und eine junge brünette Frau saßen mit aufgestützten Händen, in denen sie das Gesicht verbargen, an dem Tisch. Ihre Augen hafteten starr auf dem Fußboden; sie waren anscheinend in düstere Betrachtungen versunken. Ein kleiner Hund zu ihren Füßen, der seine Besitzer mit treuen Augen fortwährend beobachtete, vervollständigte das ernste und Melancholie atmende Bild. Die kleine Gruppe mochte wohl eine geraume Zeit in dieser Stellung verharrt haben, als das Klappern von Pferdehufen, das den Hund zu stürmischem Bellen veranlaßte, sie aus ihren Betrachtungen riß.

„Hörst du's, Maria?" sagte Pérez, indem er auf die Straße deutete und aufmerksam auf das Geräusch horchte, das sich allmählich in den Gassen verlor.

„Nun ja, das wird wohl wieder so eine reitende Post sein, wie e jetzt alle Augenblicke kommt."

„Wenn du wüßtest, Maria, in welcher Stimmung ich mich befinde! Gott möge uns beschützen!"

„Himmel, welche Gefahr droht uns denn?"

„Das fragst du? Weißt du nicht, daß wir, die wir als Amerikanos verdächtig sind, alle in Gefahr schweben, bei dem geringsten Zeichen seitens unserer Unterdrücker getötet zu werden? Hast du denn vergessen, daß „die Anklage", diese teuflische Einrichtung, unsere geringsten Bewegungen beobachtet und unsere harmlosesten Worte belauscht, um sie sofort diesem Schurken, dem Trujillo, zuzutragen?... Ach, Marie, eine Anklage"...

„Um Gottes willen, hast du etwa zu irgend jemand eine unvorsichtige Aeußerung getan? Was hast du gesagt?"

„Nein, mein Gewissen zeiht mich keiner Unvorsichtigkeit. Du weißt, ich liebe mein Vaterland wie jeder gute Bürger, und seine Unabhängigkeit ist für mich das kostbarste gut. Und du weißt auch, daß die lange Krankheit meines Vaters, unsere erst vor wenigen Wochen geschlossene Ehe und tausend andere Gründe mich gehindert haben, die Sache des Vaterlandes zu ergreifen und mich in die Reihen unserer Tapfern anwerben zu lassen. Niemand kennt meine Gefühle besser als du. Aber wenn irgend eine harmlose Bemerkung, die von einem geheimen Feinde böswillig entstellt ist, dem Trujillo hinterbracht wird? Was wird dann aus dir und mir?"

„Was für Beweise könnten sie denn gegen dich haben?"

„Beweise! Was für Beweise braucht denn die Willkür! Und welcher Beweise hat es denn bedurft, um so viele Blutgerüste hier im Lande zu errichten und unsere Schwelle mit dem Blute unserer Brüder zu befleckt?"

„Ja, es ist so, wie du sagtest. Niemand ist vor diesen Ungerechten sicher. Doch laß uns von hier fortgehen in ein anderes, von weniger grausamen Despoten regiertes Land. Die kurze Zeit, die wir hier verheiratet sind, ist uns unter Tränen vergangen. Die wenigen süßen Glücksstunden sind uns durch unsere traurige Lage verbittert worden. Wenn es doch ein Land gäbe, wo wir ruhig unserm Glück leben könnten!" Bei diesen Worten umschlang Maria ihren Mann, während sich ihre Wangen mit Tränen benetzten.

„Liebe, Arme, ja, es ist wahr, wir sind in einer schlimmen Lage, aber ich habe an meinen Bruder geschrieben und ihm unser Unglück erzählt; er wird uns sicher so bald als möglich helfen. Wir werden zu ihm gehen, um dort hoffentlich glücklich zu werden, wenn wir von unseren Leiden erlöst sind. Maria! Wenn du nicht wärst, hätte mich die Verzweiflung schon lange getötet. Du bist das Einzige, was mir noch geblieben ist."

Pérez preßte sein Weib an sich, das Hündchen legte den Kopf auf die Knie des Mannes, und die treuen Augen sahen ihn an, als wollten sie sagen: Du vergißt, daß du noch einen Freund hast, der für dich sein Blut vergießen würde, und der Freund bin ich."

II.

In dem bischöflichen Palaste, einem Gebäude im Norden Valladolids, befand sich auch die Kommandantur der Stadt. In einem der zahlreichen Amtssäle, von dessen gesamter Ausstattung zwei mit Papieren überfüllte Tische dem Beschauer zuerst ins Auge fielen, und das von einer silbernen Stehlampe hell erleuchtet wurde, schritten zwei Männer ungeduldig auf und ab; jung der eine, im vorgeschrittenen Alter der andere.

„Wie spät es schon ist! Wenn unsere Freischaren nur keine Aufständischen angetroffen haben, die doch jetzt überall die Wege heimsuchen", sagte der junge Mann, indem er wiederholt stehen blieb und mit den Füßen aufstampfte, während der andere die Achseln zuckte.

Sie schritten wieder auf und ab, von Zeit zu Zeit mit Stirnrunzeln nach der Uhr sehend. Aus den Physiognomien der beiden konnte man gut auf ihren Charakter schließen. Der junge Mann zählte höchstens 27 bis 30 Jahre. Von untersetzter Figur, hatte er ein regelmäßiges Gesicht mit einer Adlernase und braunes Haar. Seine blauen Augen blitzten lebhaft in dem etwas blassen Gesicht und hatten einen durchdringenden, hochmütigen Blick; dieser Blick verriet einen heftigen und anmaßenden Charakter, der nicht den geringsten Widerspruch duldete. Er trug einen mit Fischotterfell besetzten Rock, dazu passende Hosen mit bis zu den Knien reichenden Stiefeln und auf dem Kopfe eine an der Seite kühn aufgeschlagene Mütze. Der junge Mann, den wir vor uns sehen, war Don Torcuato Trujillo, der Kommandant der Stadt.

Sein Gefährte, der, wie bereits gesagt, ein Mann in vorgeschrittenem Alter war, zeigte in seinem Aeußeren Grausamkeit und Rohheit. Sein feuerrotes Gesicht verriet die Ausschweifungen der Trunksucht. Es war Don Manuelo Concha, der Befehlshaber der Schwadron der „Patrioten" von Valladolid. Der alte Fuchs, der den Charakter von Trujillo kannte und der Protektion des Vizekönigs, der damals Mexiko beherrschte, sicher war, erließ, wenn es ihm gelegen zu sein schien, oft die härtesten und grausamsten Vorschriften.

Jetzt näherte sich dem Palais eine Truppe Reiter, und nach kurzer Zeit erschien vor dem Kommandanten ein kotbespritzter Soldat mit Briefschaften in der Hand.

„Warum hast du dich so verspätet?" wurde er von Trujillo angefahren. „Wenn du ein anderes Mal die Post so spät bringst, verlierst du deinen Kopf."

„Herr, wir konnten nicht eher kommen, weil es so furchtbar regnete und wir uns an verschiedenen Orten aufhalten mußten, um nicht in die Hände der Aufständischen zu fallen, die alle Wege überfluten. Zwei Meilen von hier waren wir in der Gefahr, von Sanches gefangen genommen zu werden, der über eine bedeutende Schar Aufständischer verfügt, und dem wir mit unseren wenigen Soldaten nicht hätten widerstehen können."

„Es ist gut, fort mit dir! Zum Henker! Wenn ich doch mit einem Schlage all die Unabhängigkeit und Freiheit ersticken könnte!"

„Ein Galgen wird auch den lautesten Schrei verstummen machen", erwiderte Concha mit zynischem Lächeln.

Nun begannen Trujillo und Concha alle Briefschaften zu durchstöbern, indem sie mit räuberischer Hand ein wirklich geheiligtes Geheimnis, das Kriegsgeheimnis, schändeten. Sie prüften mit neugierigen Augen Brief für Brief, in jedem Wort einen Feind, in jedem Satz irgendeinen verborgenen Anschlag witternd. Sie gingen das Gelesene nochmals zusammen durch, wie um ihren Verstand zu vereinigen und irgend ein Geheimnis zu erraten. Zum Schluß kamen sie an einen an D. N. Pérez adressierten Brief, in dem sie lasen: „Bruder, ich habe Dein Unglück erfahren, und meine Seele hat sich mit Bitterkeit darüber erfüllt. Du weißt, wie ich Dich liebe. Ich habe deshalb alle meine Hilfsmittel für Dich erschöpft, um Dich aus dieser Stadt zu befreien; sehr bald werde ich Dir zwei Pferde und die Waffen schicken, um die Du mich batest, damit Du Dich auf den Weg machen kannst."

Als sie bei diesen Worten angelangt waren, sah Concha Trujillo mit funkelnden Augen an.

„Die Waffen, habt Ihr es gelesen, Oberst, die Waffen, wir haben einen Feind entdeckt."

„Allerdings, dieser Satz flößt auch mir lebhaften Verdacht ein. Wir müssen den Menschen, an den dieser Brief gerichtet ist, ausfindig machen, um auf diese Weise zu untersuchen, ob er wirklich schuldig ist."

„Wie können wir nach diesem Brief noch an seinem Verbrechen zweifeln? Er hat um Waffen und Pferde gebeten, um aus dieser Stadt zu entfliehen, höchstwahrscheinlich, um sich mit den Aufständischen zu vereinigen. Er muß bestraft werden, und das schnell."

„Trotzdem, vielleicht"...

„Was, vergeßt Ihr den tödlichen Haß dieser elenden „Kreolen" gegen uns? Erlischt in Eurem Herzen schon der heilige Eifer für die gute Sache, der uns die Gunst des Vizekönigs erworben hat? Dann allerdings"...

„Ihr habt recht, tut also, was Euch richtig erscheint."

Concha entfernte sich jetzt sofort, während Trujillo fortfuhr, die noch nicht geprüften Briefe zu lesen.

III.

Dichte Wolken verdunkelten den Himmel, während große Regentropfen fielen, die der Wind an die Häuser peitschte. Von Zeit zu Zeit ertönte durch die schlafende Stadt das „Wer da", der Schildwachen und die Glockenschläge der Kirchenturmuhr, die durch den Sturm zerrissen, wie das Aechzen eines Sterbenden klangen.

Pérez und sein Weib lagen in festem Schlaf, als sie das Geräusch von heftigen Schlägen an die Haustür, auf das der Hund mit wütendem Gekläff antwortete, weckte.

„Maria, Maria! Wer ruft auf diese Weise, was mag das sein?"

„Allmächtiger! Was wird mit uns geschehen? Hörst du Waffen klirren? Wir wollen fliehen, aber wohin?"

„Flucht ist unmöglich, Maria. Lebe wohl, Geliebte, küsse mich noch einmal, denn ich ahne"...

„Herr, hab' Erbarmen mit uns!"

In diesem Augenblick wurden die Schläge mit solcher Gewalt getan, daß die Haustür nachgab, und in die Stube traten sechs Soldaten, die mit Fackeln das ärmliche Zimmer erleuchteten und mit entblößtem Degen auf die unglücklichen Eheleute eindrangen. Der Hund sprang wütend auf den ersten zu, der ihm mit einem Degenstich verwundete. Das arme Tier schleppte sich zu seinem Herrn, um dort, ein Opfer seiner Treue, zu sterben. Nun schrie der Anführer der Soldaten: „Folge uns, du Hund von einem Verräter!" Die arme Maria preßte sich an ihren Mann, mit von Schluchzen erstickter Stimme versichernd, daß Pérez unschuldig sei. Sie rief die Mutter Gottes und alle Heiligen an, um Milde mit einer vor Schmerz sterbenden Frau zu haben. Die Soldaten beantworteten ihr Flehen durch Hohngelächter und rissen sie an den Haaren von Pérez fort, so daß sie zu Boden taumelte und sich am Kopf verletzte. Während sie bewußtlos auf der Erde liegen blieb, verließen die Soldaten mit dem gefesselten Pérez das Haus.

Am nächsten Tage sah man auf der Plaza de San Juan eine Gruppe Menschen um eine Person versammelt, die ihre Neugier wachrief. Es war Maria, die überall nach ihrem Gatten suchte, ohne ihn zu finden. Auf der Kommandantur hatte sie vergeblich versucht, zu Trujillo zu gelangen. Die wachthabenden Soldaten wußten ihr keine Auskunft zu geben. Sie wollte jetzt zu einem Freunde ihres Mannes, der auf der Plaza de San Juan wohnte, gehen, um dort vielleicht etwas über das Schicksal ihres Mannes zu erfahren, als sie durch ihr aufgeregtes Wesen die Aufmerksamkeit einer Gruppe Menschen erregte, die schweigsam und erschrocken irgend etwas auf dem Boden Liegendes betrachteten. Sie näherte sich der Gruppe und — sah den Leichnam von Pérez, der in der Nacht auf diesem Platz erschossen worden war. Die Soldaten hatten es nicht der Mühe für wert gehalten, die Leiche zu entfernen. Maria stieß einen leisen Schrei aus, sie wurde so blaß wie der Tote vor ihr. Dann wurde ihr Blick starr, und sie entfernte sich von dem Leichnam, den Kopf auf die Brust gesunken, mit gefalteten Händen.

Sie ging wie eine Nachtwandlerin, ohne einen Seufzer auszustoßen, ohne eine Träne zu vergießen.

Nach einem Jahr hatte die Plaza de San Juan von dem Gejohle der Straßenjugend wider, die ein in Lumpen gehülltes, abgezehrt aussehendes Weib verfolgte. Die Frau zeigte mit krampfhaftem Lachen auf einen Stein und blieb so unbeweglich stehen, während die Kinder sie lachend mit Schmutz bewarfen und schrien: „Seht doch nur die Närrin!"

Edison und — Eva.

Folgende kleine Boshaftigkeit wird von Edison erzählt: Es war zu jener Zeit, als Edison die Erfindung der Sprechmaschine beendigt hatte; da besuchte ihn eines Tages ein guter Bekannter und fragte ihn, ob er schon lange nichts Neues mehr „gezaubert" habe. Voll echten Vaterstolzes führte Edinson den Besucher zu der neuen Maschine und erklärte ihm deren Verwendungsmöglichkeit. Der Besucher war starr vor Staunen.

„Und das ist Ihre Erfindung?"

"Nun — meinte Edison begütigend —, ganz eigentlich nicht! In Wirklichkeit hat schon vor mir jemand eine „Sprechmaschine" konstruiert."

„Vor Ihnen?"

Da lächelte der Zauberer vom Menlopark verschmitzt und meinte: „Na freilich! Im Paradies, aus einer Rippe Adams! Das war doch die erste Sprechmaschine! Oder sollten Sie gegenteiliger Meinung sein?!"

— Unterbrochene Rede. Volksredner (in der Versammlung): „Hier stehe ich, eine deutsche Eiche, und rufe in die Welt — (zum vorübergehenden Kellner) ein Seidel!"

— Einschränkung. Richter: „Sie haben zuerst fünf Jahre Volksschulbildung genossen..."

Angeklagter; „Na, von Genuß war da nicht viel die Rede!"

An den Grenzen der Kindheit.

Von Oskar Baum.

Georg saß tief über die Tasse geneigt und spielte mit dem Löffel auf dem Rand des zierlich gerippten Tabletts. Aufgeregt sann er und blickte immer wieder zur Tür. Der Kaffee mußte schon kalt sein. Vielleicht war er zu heiß gewesen und nun hatte er ihn vergessen. Es dauerte auffallend lange, ehe Mama kam; sie war doch hoffentlich wohl? Der Junge atmete langsam und tief. Viertel neun vorbei; die Schule versäumte er jedenfalls schon; da war nichts zu machen.

Endlich kam sie mit ihrem blassen schmalen Gesicht und dem fließenden lichtgrauen Schlafrock, in dem sie noch höher, noch schlanker und stolzer aussah als sonst.

Sie war sehr erstaunt, Georg zu sehen. Sie kamen beim Frühstück sonst nie zusammen. „Auch mal unter die Langschläfer gegangen?" lächelte sie.

„Mutter, du siehst nicht sehr gut aus", sagte er vorwurfsvoll und sein Gesicht zuckte, indem er sie innig betrachtete.

„Brom hilft nicht mehr", nickte sie, „ich werde es mit Veronal versuchen."

Aber sie dachte an etwas andres. Ihre Finger glitten entlang des Besteck, das auf ihrem Platze lag, und ihre Blicke sannen melancholisch ins Leere. Das Mädchen brachte den Tee. Die Mutter begann die Semmeln zu zerschneiden und Butter aufzustreichen. Georg wollte warten, bis sie mit dem Frühstück zu Ende war. Er betrachtete die Bewegungen ihrer dünnen weißen Finger und sagte einiges auffallend Gleichgültiges.

„Mutter", begann er endlich nach einer langen Pause, während der er angestrengt nachgedacht hatte, von den verwunderten und gespannten Blitzen der Mutter, die er auf sich ruhen fühlte, gedrängt und beunruhigt. „Mutter, ich soll dich auf eine — na, also nicht eben allzu erschütternde — Trauerbotschaft vorbereiten. Der Vater ist gestern gestorben." Er wandte ihr den Kof zu. Die Mutter ließ die Hände sinken. Sie zitterte. „Er ist — wieso? — Jetzt früh hat man dich verständigt?" Ihre Augen waren groß; sie richteten sich heftig und befehlerisch auf ihn und ließen ihn nicht los, während er einiges schnell und ohne besondere Bewegung erzählte. „Der Vater hat sich in seinem Zimmer im „Blauen Löwen" erschossen. Schulden wahrscheinlich. Der Onkel war selbst hier und ging von da zu den Behörden und zu den Tagesblättern, um alles Nötige zu veranlassen." Die Mutter stand auf und trat zum Fenster. Sie wollte sich nicht ins Gesicht sehen lassen.

Drei Jahre war es vielleicht schon, seit sie ihn nicht mehr gesehen hatte; ihr Haß hatte sich in dieser Zeit abgeschwächt, wie sie jetzt merkte. Sie sah ihn fast nur so vor sich, wie er als Bräutigam gewesen war und wie sie sich ihn damals als Ehemann geträumt hatte.

Georg trat neben sie und legte ihre helle, durchsichtige Hand zwischen seine großen Hände. Wie Geschwister sahen sie aus. Er war schon ein Stückchen größer als sie und die jugendlich runden Linien ihrer Wangen waren nur zarter und milder.

„Mutter", sagte er ernst, „vergiß, bitte, einen Augenblick, daß ich so jung bin, daß ich dein Sohn bin und daß dieser Augenblick von Fremden als ein für uns furchtbar trauriger angesehen wird." Er stockte.

Sie sah auf die Straße hinunter. Sie ahnte, was er sagen wollte. Sie konnte nicht glauben, daß er den Mut dazu haben würde. Es war zu ungeheuerlich! Und sie hatten noch nie miteinander über diese Sache eine Andeutung oder auch nur einen Blick gewechselt.

„Mutter, sage mir auf dein Gewissen, ich beschwöre dich! Es handelt sich um viel, um sehr viel! Ich würde es mir sonst nicht auferlegt haben, darüber mit dir zu reden. Sage mir die wirkliche Wahrheit: Liebst du Dr. Einhofer? Ich meine: schwebt dir der Gedanke vor, ihn zu heiraten? Fühlst du — bitte, ich bin nicht ich, wenn ich dich das frage. Denke, du fragst dich selber! — Fühlst du es als eine Erlösung, daß der Vater starb?" Der Gymnasiast wußte nicht, daß der heiße Eifer seiner Reden und Bewegungen, die flammenden Wangen und Augen die ungewöhnlichen Worte recht kindisch erscheinen ließen.

„Wenn du mir ebenso offen sagst, Georg, wozu du das so unbedingt und gerade jetzt wissen mußt, will ich nichts vor dir verheimlichen", und sie unterdrückte ein Lächeln.

Je länger er sprach, desto mehr wich von ihr die Angst und Spannung, die sie bei der Todesnachricht erfüllt hatte, und sie war nur noch neugierig, was der Knabe wollte. Er sah seinem Vater sehr ähnlich, seitdem er schon einen deutlichen Schnurrbart hatte, und besonders wenn er große Worte machte. Das hatte der Arme auch geliebt.

„Wozu ich das wissen muß?" Er überlegte. „Mutter, dann wirst du mir das vielleicht nicht mehr ehrlich beantworten können, auch wenn du wolltest. Sage es mir zuerst, ich flehe dich an. Nachher, mein heiliges Ehrenwort — bei meiner Liebe zu dir, Mutter —, dann gestehe ich es dir."

Die Mutter sah sinnend an ihm vorbei: „Kind, ich weiß es selber nicht, nicht so sicher. Ich dachte so gar nicht daran, daß es möglich wäre, ihn zu heiraten . . ." Dann fiel ihr ein, daß es sich ja gar nicht darum handelte, die Wahrheit zu gestehen. Sie wollte doch nur erfahren, was in dem Jungen vorging, und sie sagte ernsthaft: „Ja doch! Ich bin überzeugt, daß, wenn im Ernstfalle Dr. Einhofer es sich nicht überlegt . . ."

„Mutter", schrie Georg auf und faßte sie um den Hals. „Mutter, so kalt darfst du das nicht sagen! Es handelt sich mir darum, ob du ihn liebst, ob du dich danach wie nach dem Höchsten auf der Welt sehnst, ob es für dich eine Schicksalsfrage ist! Das muß ich wissen. Ich muß, Mutter!"

Georg starrte ihr ins Gesicht. Eine verzweifelte Bitte lag in seinen Augen. Der Frau stiegen Tränen auf. „So nimm doch an, mein Kind, es sei so. Was hat dich denn nur gepackt?"

„Mutter, ich kann das nicht so leichthin annehmen, ich darf das nicht, Mutter, bitte, sage es mir! Du wirst ja dann gleich hören, warum ich in dich dringe!"

„Nun ja, Georg, ich liebe den Doktor und ich weiß, daß er nur auf den Augenblick wartet, wo ich ihm erlaube, mir seine Hand anzubieten."

Georg umschlang die Mutter und küßte sie und drückte sie an sich und Schluchzen warf seinen Körper hin und her. „Ich danke dir. O! — ich dachte mir's ja." Die Mutter führte ihn zum Sessel und drückte ihn nieder. Sie fühlte sich von ihrem Geständnis bedrückt. Sie bekam Angst vor dem, was er nun sagen würde. Sie peinigte ihr Gehirn mit Vermutungen und Kombinationen.

„Dann bekommt er also nichts!" stieß Georg heraus und holte das Taschentuch hervor, um sich die Wangen zu trocknen.

„Wer? Was ist es also? Du hast versprochen, es mir jetzt zu sagen!" Und sie zitterte vor der Möglichkeit, er könnte sich nun weigern, sein Versprechen einzulösen.

Georg stand auf. Sein heißes Gesicht zuckte in Erregung. Er begann durch das Zimmer zu laufen. „Es war natürlich ein Verbrechen, daß ich es dir versprochen habe, es zu sagen. Ich weiß jetzt nicht, was ein größeres Verbrechen wäre: dich zu belügen oder dir die Wahrheit zu sagen. Aber ich bin momentan zu aufgeregt, um etwas zu erfinden. Es hilft nichts; ich muß es dir sagen. Also — der Vater ist natürlich nicht tot. Ich denke, du hast das schon so vermutet, wie?"

„Aber, Georg!"

„Ja, ich habe das nur so erfunden; es war notwendig. Du wirst gleich hören. Ich habe ihn gestern getroffen, den Vater. Oder vielmehr, er hat mich zu sich bestellt in den „Blauen Löwen". Er sagte mir, er habe eine Ehrenschuld. Er müsse sich erschießen, wenn das Geld nicht aufzutreiben wäre. Ich sollte zum Onkel gehen und sagen, ich hätte die Summe verausgabt. Ein erstes Mal würde er meiner Jugend den Leichtsinn verzeihen und ich könnte ja einen höheren Betrag angeben und das übrige wirklich für mich verwenden. Es täte ihm sehr leid, fügte er hinzu", Georg lachte ingrimmig, „von mir ein so schweres Opfer erbitten und annehmen zu müssen, aber er könne es nicht über sich bringen, mich zur Waise zu machen, ohne diese letzte Möglichkeit noch zu versuchen. Na — du kennst ihn ja." Georg ging eine Weile stürmisch weiter. Er hatte sich dies Herumlaufen im Zimmer beim Lernen angewöhnt. Er war ein eifriger Student. Auch die Mutter schwieg und folgte ihm traurig mit den Augen. Sie wollte ihn nicht unterbrechen, nicht weiterfragen. Sie hatte immer, wenn der Vater Erniedrigendes an sich offenbarte, das Gefühl, ihren Sohn um Verzeihung bitten zu müssen.

„Ja, also . . ." Georg blieb vor ihr stehen, „diesmal ist es Ernst. Ich sah es ihm an. Und — was sollte ich nun? Ich ging herum wie ein Verrückter!"

„Natürlich tust du es nicht! Was heißt denn das! Ich erlaube nicht, daß du es tust. Ich werde den Onkel verständigen."

„Nicht nötig, Mutter." Georg lächelte.

„Gleich hättest du zu mir kommen und mir die Entscheidung überlassen sollen."

„Ich habe dir ja die Entscheidung überlassen", wollte er sagen, „jetzt weiß ich, was ich wissen wollte." Aber es entglitt ihm nichts. Was wäre das auch für ein Heldenstück gewesen, wenn er die Tat auf sie, die Arme, überwälzt hätte? Nein, der Schatten durfte nicht auf ihr Glück fallen.

„Du gibst mir das Geld, Mutter, nicht wahr?"

„Es fällt mir nicht im Traum ein. Bist du verrückt? Wieviel soll denn noch in diesem bodenlosen Faß verschwinden?"

„Mutter, gib mir das Geld und überlaß mir die Verwendung."

„Kind, was wir haben, ist kaum genug, unsre Zukunft zu sichern."

„Und wenn es unser Letztes wäre, gib es mir! Es ist kein bodenloses Faß diesmal, Mutter. Es ist für dich, für uns! Du wirst es sehen."

Und die Mutter begann zu begreifen und gab ihm nach.

Glücklich ging er in sein Zimmer, um dem Vater zu schreiben, daß er nichts zu erwarten habe. Kurz und kalt waren seine wenigen Zeilen; und er dachte an die Helden in Büchern, deren kraftvolle Entschlüsse er immer so bewundert hatte. Keiner dieser Entschlüsse reichte an die Tat heran, die ihm das Schicksal vorgeschrieben hatte. Auf seine jungen Schultern wollte er die Verantwortung für dies Leben nehmen, das ihm durch seine Haltlosigkeit und seinen Unfrieden verwirkt schien. Nicht die Mutter durfte es sein, die das Geld verweigerte. Sie hätte nie nach ihrem ach so späten Glück gegriffen, wenn sie sich so die Bahn dahin frei gemacht hätte!

Mit trübem Lächeln saß die Mutter, der er gesagt hatte, er ginge lernen, im Wohnzimmer vor dem Fenster und träumte hinaus. Der arme Junge würde noch die letzte Enttäuschung an seinem Vater erleben: vergebens würde er von Tag zu Tag auf die Todesnachricht warten. Der Mann erschoß sich nicht!

— — — — — — — — — —

Georgs Brief kam niemals in die Hände des Vaters. Der Portier legte ihn wohl auf sein Zimmer, doch nur, weil weder er noch sonst jemand ein Ahnung davon hatte, daß der Vater in den frühen Morgenstunden abgereist war. Die Mutter versteckte vor Georg die Zeitungen, in denen sein Steckbrief war oder sonst eine Notiz über die Bemühungen seiner Gläubiger und der Polizei.

Nach Vollendung seiner Studien machte Georg, dessen Vermögen durch die Sparsamkeit seiner Mutter sehr angewachsen war, große Reisen; auch führte ihn sein Beruf — er war Ingenieur — weit umher und niemals unterließ er, seiner Mutter über die Nachforschungen nach seinem Vater zu berichten. So sehr diese Geradlinigkeit seines Gemüts ihr gefiel, war sie doch froh, daß seine Anstrengungen erfolglos blieben, dean ihre Erinnerungen waren zu bestimmt und vollständig, um durch die zeitliche Entfernung in weichere Linien zu verschwimmen.

Die Kunst, ein Narr zu sein.

Nicht alle Narren verstehen sich auf die Kunst, mit Anstand und Würde ein Narr zu sein. Zu diesem Schlusse gelangt man, wenn man die Ausführungen des Franzosen Maurice Raynal über modernes Narrentum gelesen hat. Wer es in der Narretei zu etwas bringen will, muß — nach Raynal — vor allem originell zu werden suchen. Zu richtiger Originalität gehört aber in erster Linie Widerspruchsgeist: man darf nichts so machen, wie es die andern Menschenkinder machen, sondern muß sich von der großen Herde abheben und in jeder Hinsicht aufzufallen suchen: durch extravagantes Benehmen, durch komische Posen, durch Schrullen und, wenn es gar nicht anders geht, durch flegelhafte Manieren. Sonderbarkeiten dieser Art erfordern, da sie einstudiert sein wollen, nicht wenig Zeit und Mühe, aber sie lohnen sich schließlich, denn ein rechter Narr wird schneller bekannt und berühmt, als ein Genie.

Maurice Raynal erzählt von einem jungen Mann, der, um sich bemerkbar zu machen, auf den Gedanken kam, im Knopfloch ständig eine Blume zu tragen, und zwar immer dieselbe Blumenart; da dies ihm jedoch schließlich zu kostspielig wurde, entschloß er sich eines Tages, die Naturblume durch eine seidene Blume zu ersetzen; und mit diesem Rockschmuck zeigt er sich in Paris seit vielen Jahren. Er ist lächerlich, aber er ist auch bekannt; man zeigt mit Fingern auf ihn, man macht sich über ihn lustig, aber man kennt ihn, und das genügt ihm.

Ein Pariser Schauspieler wieder hat die Gewohnheit, jeden Abend, wenn er nach Hause kommt, mit seinem Spazierstock über einen blechernen Briefkasten, der im Erdgeschoß hängt, zu fahren; wenn er das einmal vergißt, ist er imstande, die vier Treppen, die er bis zu seiner Wohnung hinaufklettern muß, noch einmal hinabzusteigen, nur um durch den Schlag auf den Briefkasten die anderen Hausbewohner auf sein Nachhausekommen aufmerksam zu machen. Im ganzen Stadtteil kennt man den Schauspieler und seine „kleine Manie"; auf der Bühne leistet er so gut wie nichts, aber die „kleine Manie" hat ihn berühmt gemacht, und er trägt sein Narentum mit edlem Anstand zur Schau. Und wie anders als durch seine großartige Narrheit hätte jener Vegetarier berühmt werden sollen, der, so oft einer seiner Gäste sich verabschiedet hat und gegangen ist, das Zimmer ausräuchern läßt, um nicht „den Fleischfressergeruch" riechen zu müssen? Nicht alle Narren können zu solchem Ruhme gelangen, und darum ist die Kunst, ein Narr zu sein, eine der schwierigsten aller Künste.

— Der Tyrann. — Er: „Heute hast Du aber die Suppe wieder viel zu sauer gemacht, Amalie!"

Sie: „Nein, da hört sich schon alles auf — jetzt soll ich mit dem Salz auch noch sparen!"

Das Juristensöhnchen.

Pepi hat dem Nachbar eine Fensterscheibe zerschlagen. Dieser, dem der lebhafte Knabe ein Dorn im Auge ist, läuft sofort zu dessen Vater, um den Schadenstifter anzuklagen und seine Bestrafung zu verlangen.

Pepis Vater, der Kreisrichter ist, denkt jedoch milder über die Missetat seines Sohnes und entzieht ihm lediglich das Taschengeld für zwei Wochen.

Am anderen Tage, als Pepi in die Schule geht, steht der Nachbar schon lauernd an der Türe und fragt mit schadenfroher Genugtuung: „Na, Pepi, wie haben denn gestern die Prügel geschmeckt?"

Worauf sich Pepi geringschätzend in die Brust wirft und erwidert: „Prügel? Fehlgeschossen! Bin lediglich zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt worden."

Ein großer Held.

„Alle Wetter, Herr Nachbar, was soll das bedeuten?"

„Aerger mit der Alten soll es bedeuten; wollte mich wieder wie gewöhnlich ins Bett jagen und hat mir die Lampe vor der Nase ausgelöscht. Da will ich der mal beweisen, wer der Herr im Hause ist!"

Die verkannten Weisheitszähne.

„Kannst Du mir sagen, Emil Dähne, Wie heißen wohl die letzten Zähne, Die wir bekommen?" — Also fragt der Lehrer, und Klein-Emil sagt Ganz keck zu seines Wissens Mehrer: „Jawohl — die falschen Zähn', Herr Lehrer."

Betrachtungen eines Hündchens.

„Wie gut, daß Frauchen bei dem engen Röckchen nicht auch vier Beinchen hat!"

— Familiensinn. — A.: „Die reiche Braut ist Ihnen also untreu geworden und heiratet Ihren Bruder — das ist bitter!"

B.: „O ja; aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß das Geld wenigstens in der Familie bleibt!"

Hochsaison.

Tourist: „Von verschiedenen Herren haben Sie nur eine Mark und fünfzig Pfennige Schlafgeld verlangt; warum muß ich das Doppelte zahlen?"

Wirt: „Weil S' auf dem Billard geschlafen haben; da kostet die Stunde fünfzig Pfennig."

— Bei der Ankunft. — Student: Herrjeh, Onkel, du bist's! Nein, diese Freude, dich wieder zu sehen. Es ist wirklich riesig nett, daß du mich besuchst. Und wie gut du aussiehst!

Onkel (ängstlich): Junge, Junge, soviel hab ich mir ja gar nicht eingesteckt!